

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 24

Artikel: Das Bergdorf [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Bergdorf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Böhmer, Rüssnacht.

III.

Joachims Raserei und Verschwinden gaben in Rösschweiler Anlaß zu vielem Reden und Mutmaßen, man glaubte allgemein, er habe sich ein Leides angethan. Die Zungen ergingen sich besonders weidlich und unfreundlich über Marcel, obgleich er an dem Unglück des Kühers keine größere Schuld trug, als mancher andere.

Am schärfsten urteilte der Vater Jaquot über ihn, seit er bemerkt hatte, daß seine Tochter jedesmal die Farbe wechselte, wenn der Name des Burschen genannt wurde. Er war nicht blind für Marceles gute Eigenschaften, aber es ging ihm wie den andern: er hatte kein rechtes Zutrauen zu ihm.

„Mich nimmt Wunder, ob sich einmal ein Rösschweiler Mädchen an den hängen wird. Die, welche ihn nimmt, mag sich auf Disteln gefaßt machen: er ist ein Uebermut, und der Springt über anderer Leute Köpfe, bis er ein Bein bricht.“

Wenn Jenny das rechte Wort der Entgegnung nicht fand, oder, um die schlimme Laune des Vaters nicht zu schüren, es nicht auszusprechen wagte, nahm sie statt ihrer Gabriel des Freundes an: „Ohne den Uebermut läge ich mit meinem gebrochenen Beine oben in der Krähenklucht unter dem Schnee. Vergiß das nicht, Vater, und schilt mir den Uebermut nicht gar zu grausam!“ Dieser Einwand entwaffnete den Alten jedesmal für einen Tag oder zwei.

Endlich konnte Jenny ihre Heimlichkeit und des Vaters Reden nicht mehr ertragen und sie erklärte ihm, wie es zwischen ihr und Marcel stehe. Daß das Verhältnis schon so weit gediehen, hatte der Alte nicht gedacht. Er geriet rechtchaffen in Zorn, darüber besonders, daß solches Spiel hinter seinem Rücken abgetarnt worden war. Seine Jenny, die sonst die Aufrichtigkeit selber war, hatte Hand zu solcher Schelmerei geboten!

„Es hilft alles nichts! Ihr müßt die Sache wieder voneinander scheren!“ sagte er. Und als Jenny trotzig-

lich den Kopf schüttelte, setzte es in der Hütte viel Lärm und Gepolter ab: der Alte that, als wollte er seine Holzschuhe durch alle Böden stampfen und die Fäuste durch Diele und Dach stoßen, und schnaubte dabei so dick geratene Worte, als hätte es gepocht, die Wände auseinander zu blasen. Jenny aber blieb fest.

Als Jaquot einige Tage später Marceles Vater in den Wald gehen sah, nahm er eine Art auf die Schulter und schlug den nämlichen Weg ein. Wie von ungefähr stieß er zum andern und fing an, mit ihm zu plaudern über dies und das, über Holzschlag und Viehwinterung. Als sie ihren Vorrat an Weisheit und Wissen austauscht hatten, sagte Jaquot zum andern: „Sei nicht allzu fleißig und gönn' dir bald Feierabend!“ Dann schickte er sich zum Gehen, drehte sich aber nochmals um und fragte: „Sag', Nachbar, was schafft dein Bub im Berg diesen Winter?“

„Warum die Nachfrag', Nachbar Jaquot?“

„Ich seh' ihn all die Zeit fast täglich an meinem Haus vorbei nach der Höhe gehen.“

„Mag sein, daß er oben Lärchen schlägt.“

Jaquot wußte, daß Marcel keine Lärchen schlug: das hätte sein wunder Arm noch nicht zugegeben; aber er that, als merke er die Lüge nicht, und fragte in gleichgültigem Tone:

„Will er für sich ein Haus bauen?“

„Du fragst seltsam, Nachbar, er hat ja das meine.“

„Man sagt, der Neujahrstanz habe ihm so wohl gefallen, daß er sich seither etwa den Hochzeitstanz überlege!“

„Er hat mit deinem Kind getanzt.“

„Das weiß ich auch, Nachbar, und weil die Unterhaltung es nun so gegeben hat, könnten wir uns ja gleich jagen, wie wir's meinen oder zu halten denken.“

Der alte Roux spuckte in die Hände und rief sie am Artholm, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen,

und betrachtete zugleich seinen Nachbar, dessen Gedanken er gerne erforscht hätte.

„Ja, was ist da zu sagen, Nachbar Jaquot? Ich habe drei Schürzen im Haus, das ist mehr als genug. Die Töchter sind erwachsen, oder doch so viel als erwachsen, und meine Alte führt den Besen noch trotz einer Jungen und würde den Stiel noch nicht gerne aus der Hand lassen. . . Was ist da zu sagen? Alle Achtung vor deiner Tochter, die wär' mir schon recht, aber ich kann noch keine Sohnsfrau brauchen. Du weißt, was man sagt: ‚Zwei Weiberröcke können so viel Wind machen, daß es das beste Dach vom Haus lüftet!‘ Mein Dach liegt mir recht, wie es ist.“

„Du sprichst, wie es mir lieb ist, Nachbar Roux. Wir müssen die zwei auseinander halten. Du hast deine Sache gesagt, ich will die meine sagen. Ich habe nur eine einzige Schürze im Haus und mag sie nicht flattern lassen. Wie sagt man doch? ‚An einer guten Schürze hat sich schon manches Haus aufrecht erhalten.‘ Mein Haus steht mir recht, wie es steht. Alle Achtung vor deinem Sohn, aber es ist mir lieber, er suche seine Frau in einem andern als in meinem Haus. Und wer weiß? Vielleicht plaudern wir da in den Wind und es ist ihm gar nicht ernst mit dem Heiraten: es hat schon manches Finklein gepiffen und hat den Frühling doch nicht gemeint. Lebe wohl, Nachbar Roux.“

Er ging. Der andere spuckte wieder in die Hände, schlug unwillig die Art einer Tanne in die Wurzeln und ließ sie im Holz stecken, um sich seinen Gedanken zu überlassen. Jaquots Worte ärgerten ihn. Er hatte schon verstanden, wie das gemeint war, was der Schalk über Marcel gesagt hatte, und das Schlimme war, er mußte den Hieb auf sich sitzen lassen. Der Zorn regte sich in ihm, zuerst über Jaquot, dann über das leichtfertige Wesen seines Sohnes. „Das muß sein Ende nehmen, sonst wird er das Gespött von ganz Nötschweiler!“ Wäre der Nachbar nicht schon zu weit gewesen, er hätte ihn zurückgerufen, um die Angelegenheit mit ihm ohne Schalkheit und Verstellung zu besprechen; denn das sagte er sich: „Ist eine imstande, Marcel Zügel anzulegen, so ist es Jenny.“

Als am Abend Marcel sich zu Bette begeben wollte, rief ihn sein Vater an: „Sag, die Zungen wehen sich, scheint's, wieder weiblich an dir! Man sagt, du laufst mehr die Halbe hinauf, als eben recht ist. Wie lange willst du noch des Teufels Narrheit reiten? Was ist zwischen dir und Jaquots Jenny?“

„Was soll sein?“

„Nur keine Ausflüchte!“

„Ja nun! eine Narrheit, Vater, ist's nicht! ich habe ihr mein Wort gegeben und meine, nichts Tolles gemacht zu haben.“

„Dein Wort gegeben? So? Und meinst wohl, wir werden nun Ja und Amen dazu sagen, ich und meine Alte, und dir noch danken? Lauf' dir erst die Narrensohlen ab und dann denke ans Heiraten!“ So wetterte er noch eine Weile und verschwand dann.

Die folgenden Tage paßte er auf, wo der alte Jaquot sich etwas zu schaffen mache. Endlich sah er ihn die Halbe herabsteigen, über das Eis des Flusses schreiten und jenseits in einer Schlucht verschwinden. Er ging ihm nach, den hallenden Schlägen der Art

folgend, und sagte ihm nach den unerläßlichen Umschweifen, er habe sich nun die Sache mit Marcel und Jenny überlegt und finde sie etwas weniger stachlig als zuerst; er habe auch mit Marcel ein ernstes Wörtchen gesprochen und der Bursche scheine die Heiratsgedanken nicht nur auf der Zunge, sondern unter dem ‚Brusttuch‘¹⁾ zu haben. „Kurz,“ schloß er, „mich dünkt, die beiden wollen sich ‚zu Gerechtem‘ haben, und ich bin zu dir herausgekommen, um zu sehen, ob wir Alten nicht auch einig werden könnten.“

Nun war es Jaquot, der den Artholm eintrieb und dabei nach geschickten Worten suchte, um das, was ihm an Marcel mißfiel, zu sagen und doch den Nachbar nicht zu verletzen.

Der alte Roux gab die Fehler seines Sohnes zu, beschönigte sie aber und meinte, eine rechte Frau werde ihn schon in die Schuhe stellen, wie es eine Gattung habe und sein müsse; er traue Jenny das Beste zu.

So redeten sie her und hin und wurden endlich gleicher Meinung.

„Aber,“ sagte Roux, als er des andern Hand in der seinen hielt, „das bleibt einstweilen zwischen uns beiden, und wenn ich zu einem Räte gut bin, so wollen wir thun, als gälte es uns, Berge zwischen den beiden aufzuwerfen und Thäler zu graben. So werden sie wie Kitt zusammenhalten.“

„Du sprichst wahr“, erwiderte Jaquot, „will man zwei Eisenstücke tugendhaft zusammenschweißen, so muß man darauf schlagen, je mehr desto besser.“

Die beiden gingen auseinander und mieden sich von da an. Zu Haus türmten sie Berge und wühlten sie Thäler auf zwischen Jenny und Marcel und erreichten ihren Zweck. Scharf war der Kampf, besonders im Hause Roux, denn der alte Fuchs hütete sich, seine Frau in das Geheimnis einzuweißen, hegte sie vielmehr gegen Jenny auf: „Was? du willst schon eine Junge ins Haus lassen! daß sie alle Zeit hinter dir her sei und dir mit dem Besen um die Waden fahre?“

Vater Jaquot dagegen lamentierte, weder er noch Gabriel verstünden Kraut zu kochen und Speck zu steden; drum könne er Jenny nicht aus dem Hause lassen: sie werde doch nicht glauben, daß er in seinen alten Tagen ein Leben führen wolle, wie ein Hund vor einer gefrorenen Suppe!

„Und wenn Marcel nach der Hochzeit zu uns zöge?“ fragte Jenny eines Tages schüchtern. „Er würde die schwere Arbeit verrichten und du und Gabriel die andere, und es ginge uns leicht, wie es den Mücken in der Sonne geht.“

Ihr Vater schüttelte den Kopf, dachte aber: „Das habe ich mir längst überlegt! da befäme auch der Nachbar nicht zu viel Nöcke ins Haus und sein Dach wäre sicher.“ Als Jenny ein paar Tage darauf wieder Sturm lief, wandte er ihr unwillig den Rücken und brummte: „Meinetwegen! wenn es doch erzwungen sein muß.“ Sprach's und ging ihr aus den Augen; über sein runzliges Gesicht aber flog die Zufriedenheit und verzog ihm die Falten zu einem Lächeln.

Als der Widerstand in einem Hause gebrochen war, erlahmte er bald auch im andern, und lange bevor Nötschweiler sich in sein blumiges Gewand steckte, herrschte

1) Weste.

wolkenlose Lenzfreude in der Hütte am Flusse und in der andern an der Halde.

Als es im Dörfchen offenkundig wurde, daß Marcel und Jenny Brautleute geworden, hatte manches Mädchen, das auf den Burschen gezählt hatte, ein bitteres Stündchen auszukosten. Die meisten aber waren froh, daß das Treiben nun sein Ende genommen hatte. Wo Bitterkeit eingelehrt war, wurde sie gemildert durch die fromme Ueberlegung, Marcel werde es nicht fertig bringen, von einem Tage zum andern eine bessere Art anzunehmen, so daß man leichtlich noch einen Spaß erleben könne, wie ja der Wind zuweilen Schnee und Hagel hinter den Bergen hervorblase, wenn man den sonnigsten Frühlingstag erwartet habe.

Bald kam der Mai durchs Thal gewandert. Den sonnigen Halben entlang schritt er, und wo er die Sohle hinsetzte, ward der Boden lebendig und sproßte und blühte und grünte. Die Hirten schauten zu den Höhen empor und rüsteten sich zur Alpfahrt, die bald wieder das ganze Böcklein auf die Berge ringsum zerstreuen sollte.

Am Tag vor dem Aufstiege nahmen Jenny und Marcel in froher Stimmung von einander Abschied und verabredeten, wie sie sich täglich aus der Ferne grüßen wollten. „Jedesmal wenn die Sonne zur Küste gegangen ist,“ sagte Marcel, „setze ich den Trichter an und blase den Alpsegen über die Triften, und hell soll er schallen bis an dein Ohr.“

„Ich aber zünde die Laterne an, trete vor die Hütte auf den Rain und schwenke das Licht her und hin. Das mag dir mein Grüßen sein.“

„Im Juli aber soll es ein fröhliches ‚Bergdorf‘ geben! Da wollen wir tanzen, wie an der Schryßeten! Den Rasen fegen wir weg mit den Sohlen!“

Mitten im Sommer nämlich, wenn die Herden auf den obersten Weiden gehen, auf den grüngelben Flächen, die im Blau des Himmels zu schwimmen scheinen, kommt die ganze Thalschaft eines Sonntags bei der höchsten Sennhütte zusammen und feiert in Freuden ihr Sommerfest. Das nennen die Röschweiler das ‚Bergdorf‘ und freuen sich den ganzen Sommer darauf. Und ist ein Mütterchen selbigen Tages nicht imstande, dem Spiel und Tanze der Jungen zuzusehen, weil ihm der Weg, den es voriges Jahr noch ging, zu beschwerlich geworden, so thut es ein ‚Anservater‘ mehr als sonst, von Todesahnen erfaßt.

Lustig erklang das Thal am Tag der Alpfahrt, als wäre jedes Blumenglöckchen klingend geworden. Jenny stand vor ihrer Hütte und sah den Fußpfad hinab, denn Marcel mußte mit seinem Zuge des Weges kommen. Um das Haus am Fluß wimmelte es, wie an einem Viehmarkt; allmählich kam Ordnung in das Gewirr und nun bimmelte und schwankte es in langem Zuge empor, erst stockend und zaghaft, dann immer dreister. Voraus schritt die schönste Kuh, selbstbewußt und hoffärtig, mit der tiefsten Glocke, die sie an einem gestickten Halsbande trug, und mit Blumenkränzen um das leichte Gehörn. Neben ihr schritt Marcel, im Sonntagsstaat, mit weithinschallendem Jauchzen und Jodeln der Geliebten sein Nahen verkündend. Hinterdrein, ein Stück hinter dem andern, die meisten bekränzt und alle mit Glocken versehen, schritten die übrigen

Kühe und Rinder, schwerleibig und doch leicht auf den fast zierlichen Füßen. Einige hatten Melkmeier zwischen den Hörnern, bildeten sich darauf etwas ein und trugen den Kopf hoch Mitten unter ihnen der Stier, verschlossen und mürrisch, den Kopf etwas verdreht, als plane er einen Anschlag mit den kurzen, seitwärts stehenden Hörnchen; stramm setzte er die mächtigen Füße auf, als hätte er es von einem Drillmeister gelernt. Den Kühen folgte das ‚Schmaiwieh‘: die Kälber und Ziegen, Schafe und Schweine, die Lorenz, der Knecht, mit einem Stock zu Paaren trieb. Die Kälber wendeten sich von Zeit zu Zeit rückwärts, um dem Stall ein klägliches ‚Lebewohl‘ zuzurufen; darauf antworteten vorn die lebenserfahrenen Kühe mit fröhlichen Trompetenstößen, die etwa sagen mochten: „Wie seid ihr närrisch! als ob der Stall etwas Apartes wäre, vornehmer als die sonnige Höhe und das saftige Kraut!“ Den Schluß des Zuges bildete ‚Manni‘, das Pferd, einen niedrigen Wagen schleppend, auf dem der riesige Milchkeffel und das übrige Sennereigeräte, sowie Dinge zum Beizen und Brechen, wie Brot und geräucherter Speck Platz gefunden hatten. Der alte Rouf führte das Pferd am Zügel, seine Frau und die zwei stattlichen Töchter, Luise und Helene hießen sie, folgten dem Wagen, von Zeit zu Zeit, wo der Weg gar steil und holperig war, mit den Armen stoßend, um ‚Manni‘ die Arbeit nicht gar sauer werden zu lassen.

Wie Marcel an der Kirche vorbeikam, gesellte sich einer zu ihm und schritt an seiner Seite aufwärts. Es war Lucien.

„Du fährst zu Berg, du hast es gut,“ sagte er; „mir aber läuten die Herdenglocken ins ‚Glend‘¹⁾. Was sollte ich hier anfangen? Ich nehme wieder Sold und ziehe nach Frankreich. Wir haben uns gehaßt und gestritten, ich habe dich im Zorn gestochen und komme nun, dir alles abzubitten. Wir sind Vettern, es sollte zwischen uns kein Groll sein, besonders jetzt nicht, da ich gehe und vielleicht nie wiederkehre. Schlag ein, wir wollen Frieden machen, ehrlich und lauter. Jenny steht nicht mehr zwischen uns, ich habe sie mir aus dem Sinn geschlagen.“

Marcel, der im Grunde eine harmlose und friedfertige Natur war, mißfiel die Rede nicht; er reichte Lucien die Hand und wünschte ihm Glück zu der Reise ins ‚Glend‘. Blaubernd schritten sie nebeneinander bis zu Jaquots Hütte. Jenny und Marcel machten es kurz mit dem Abschied: ein Händedruck, ein Zueinanderlachen der Augen und schon waren sie auseinander, und weit übers Dörfchen hin schallte des Burschen Jauchzer und schreckte jenseits des Flusses in den Flüssen ein Echo auf.

Das Mädchen blieb stehen, um den ganzen Zug zu mustern und den zukünftigen Eltern und Schwestern frohe Alpfahrt zu wünschen. Lucien hielt sich in einiger Entfernung von ihr; als sie allein waren, trat er näher.

„Ich gehe aus der Heimat“, sagte er.

„Du gehst in die Fremde? Da wünsche ich Glück auf den Weg!“

„Du hast es eilig mit deinem ‚Glück auf den Weg!‘“ erwiderte er finster. „Du fragst nicht erst, wie es sonst

¹⁾ Ausland.

wohl Brauch ist: 'Wohinaus?' und 'warum?' und 'wann die Heimkehr?' Bei Gott! Du hast es eilig! Gehe bald und kehre nimmer! Gelt, das bedeutet dein Glück auf den Weg!"

"Ich meinte es nicht so; hier ist meine Hand zum Abschied. Zieh' du hin in Frieden und in Frieden laß' mich zurück!"

Er schlug ihre dargestreckte Rechte mit der seinigen auf die Seite, daß es klatschte, und raunte ihr zu: "Ich bettelt am nämlichen Abend bei dir um mein Glück und hängte dir einen Fluch an. Auf das Glück pfeif' ich, den Fluch aber schmeiß' ich dir zum andern Mal zu! Das wollte ich dir heute sagen und damit zahl' ich dein Glück auf den Weg!" Zitterte den ganzen Sommer lang; denn ehe er zu Ende geht, sollt ihr mich erfahren, du und der andere! Die Gelegenheit wird sich finden! Die findet sich immer!"

Er grüßte sie zum Hohn nach Soldatenweise, und aus seinen sonst nicht unschönen Zügen grinste der Schuft. Bald verschwand er hinter einem Rain. Jenny, erschreckt, blickte noch lange nach dem Abhang, hinter dem er verschwunden. Sollte sie Marcel nachhaken und ihn warnen?

Unten im Grund' erschien Lucien wieder, er schwenkte rechts ab und wandte sich thalabwärts, Nötschweiler und seinen Bergen den Rücken kehrend. Jenny wurde leichter und jetzt lachte sie schon über den ohnmächtigen Droher und über ihren eigenen Schrecken. Was hatten Marcel und sie von dem Prahler zu fürchten, wenn er draußen war, hundert Meilen weit weg und mehr?

Tags darauf stieg sie mit dem Vater und dem Bruder, der nun wieder leidlich gehen konnte, in die Maiensäße hinauf. Und nun gingen Abend um Abend die Grüße von Alp zu Alp: von der einen sang der weithin klingende Segensspruch, feierlich und klar; von der andern winkte das geschwungene Licht durch die Nacht, zitternd wie ein liebendes Herz. Nur wenn das Gebirge im Nebel steckte, mußte Jenny auf ihr Grüßen verzichten; um so andächtiger tauschte sie dem Ruf des Geliebten, der in der trüben Luft noch deutlicher zu ihr drang als sonst, und lieber und geheimnisvoller und weicher zugleich, fast wie ein Ton vom Himmel.

Nach einigen Wochen verließ man die Maiensäße und stieg höher, und immer höher in die Berge hinauf, dem Frühling folgend, der allgemach zu den Gipfeln empor klonn. Schon zählte das junge Volk in müßigen Augenblicken die Tage bis zum 'Bergdorf', da es jubeln und tanzen und ringen wollte nach Herzenslust. Indessen blieb ihm nicht viel Zeit, das Sommerfest voraus zu träumen: an Arbeit fehlt es den rüstigen Händen im Gebirge nie: wer nichts mit dem Melkeimer und dem Käsefessel zu schaffen hatte, der schlug Tag für Tag die Sense durchs Kraut oder zog den Rechen auf dem Mähder¹⁾; denn die Heuernte dauert in diesen Bergen drei Monate lang. Die beschwerlichste Arbeit wartete auf Marcel, der nun anfang, den Käse aus den Alpen ins Thal und hinunter nach dem Marktflecken zu schaffen, wo ihn ein Großhändler kaufte, um ihn über Genf nach Lyon zu fahren. Käsehändler von Nötschweiler war seit langen Jahren Marcells Vater gewesen; wie aber das Alter über ihn kam und ihm das Geschäft zu mühselig machte, überließ er es seinem

Sohne, der dazu nicht nur die nötige Kraft, sondern auch den rechten Kopf zu haben schien.

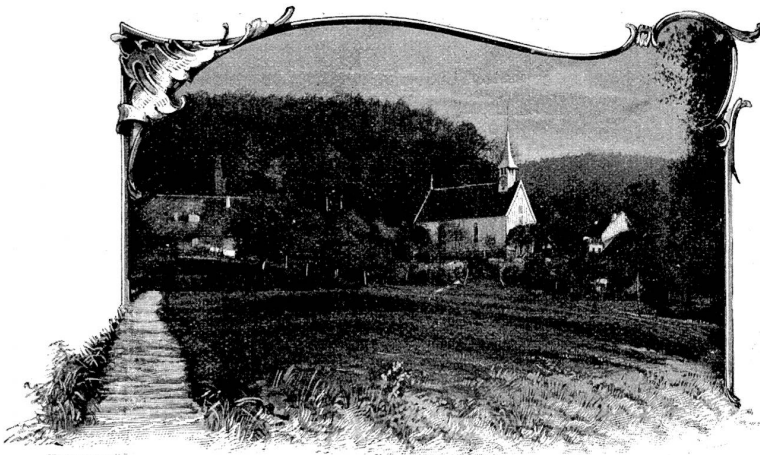
In den Tagen vor dem 'Bergdorf' brachte Marcel die erste Fuhre Käse auf den Markt. Mit Lorenz trug er die schweren Scheiben aus den zerstreuten Hütten ins Thal hinab, wo der Wagen sie aufnahm. Am Donnerstags in der Frühe band er den letzten Käse auf seinem Messe fest, einen Laib von wohl drei Zentnern, den er selber bereitet hatte und auf den er sich etwas einbildete: war er doch wohlgeraten, ohne Risse und gut bis in den Kern. Er kauerte vor dem Traggestelle nieder und legte sich in die Riemen; seinen Vater, der ihm beim Aufstehen behüßlich sein wollte, wies er lächelnd weg und erhob sich fast mühelos mit der Last. Wohl-gelaunt rief er dem Alten sein 'B'hüt Gott' zu und schritt dann hinaus in den tauigen Morgen, den vom Regen ausgewaschenen Pfad hinab, seiner unbändigen Kraft froh. Unterhalb der Hütte graste das Vieh. Auf einer kleinen Erhebung, abseits von den andern, stand der schwarz- und weißgefleckte Stier, die Rüsten hoch, den Kopf unbeweglich in die Ferne gerichtet, die frische Luft einziehend und leicht dampfend ausstoßend: wie ein gewaltiger Kriegsherr stand er da, der Fleisch gewordene Troß, ein Bild unverwüßlicher Kraft, eiserner Gesundheit und brutalen Wohlbehagens.

Marcel blieb stehen und sah zu ihm hinüber, denn 'Brummi' war sein Liebling; und wie er ihn so betrachtete, zuckte es ihm in den Armen, den Kampf zu wagen mit der gewaltigen Bestie und das Stärkste, was den Boden tritt, niederzuwerfen, wie er am 'Bergdorf', seiner Jenny zu Ehren, die Wuchtigsten hinschleudern wollte, behender noch und müheloser als letztes Jahr. Und auf dem ganzen langen Wege träumte er vom Schwingen und Steinstoßen und wie er die Gegner fassen und küpfen und drehen und in den Nasen werfen wolle. Die Last auf dem Rücken merkte er nicht, er war sich nur seiner Kraft und Gesundheit bewußt. So träumte er bis in die Nähe des Dörfchens; da weckte ihn das Rasseln eines Wagens und ein Peitschenknall. Er stand still und sah hinab. Die Leute auf dem Fuhrwerk mußten ihn auch bemerkt haben, sie schwenkten die Hüte, und gleich erhob sich rauher Männergesang, den eine helle Frauenstimme begleitete. Marcel kannte das Lied, es war keines, das ihn froh stimmte:

"Du dort im Hirtenhemd,
Senne, herbei!
Schlecht steht der Etab deiner Hand:
Schlag' ihn entzwei!
Rüchsen und Säbel sind besserer Staat,
Zieh' in die Ferne und werde Soldat!"



¹⁾ Mähwiese.



Es war das Lied, das die Werber der Herren von Bern sangen; man hörte es ungern in den Bergen. Marcel sah scharfer nach dem dahinraselnden Wägelchen und erkannte nun die roten Soldatenröcke.

„Am Sonntag ist Kirchweih im Marktflecken,“ sagte er zu sich, „was gilt's, die Kerle wollen sich dort einnisten, um einen guten Fang zu thun! Das elende Gesindel! Aber die Weiber? Zwei mögen dabei sein: was sollen die?“

Sie wußten es selber nicht, sie waren von ungefähr mit den Werbern zusammengekommen; denn der Zufall wandelt auf jeder Landstraße und macht sich gern ein Vergnügen mit fahrendem Volk. Das eine der Mädchen, die mit den Soldaten fuhren, war lange Zeit mit einer wandernden Seiltänzertruppe im Land herumgezogen, hatte sich da oft in Lagen befunden, wo man leicht Schaden nehmen kann, hatte manchen Hupf oder Sprung in die Höhe und wohl auch etliche auf die Seite gethan. Sie hieß Amanda, hörte es aber lieber, wenn man sie bei ihrem Künstlernamen ‚Libelle‘ nannte. Den hatte sie bekommen, weil sie so leicht und flink war wie eine Wasserjungfer. Allmählich kriegte sie das Leben bei der Truppe satt, denn der Direktor war ein gar brummiger Mann, und sie träumte sich ein Stückchen Freiheit zu recht und lief eines Tages davon, um eigene Wege zu suchen. Es war in Thun. Als sie vor das Städtchen kam, sah sie ein Mädchen vor sich wandeln, das ging in Landestracht, trug ein Bündelchen in der Hand und schritt eifrig aus. „Die scheint den Sinn, wie ich, in die Weite zu richten“, dachte die Libelle und verdoppelte die Schritte, um sich ihr anzuschließen. Sie wünschte ihr einen guten Tag und fing mit ihr zu plaudern an über den lachenden Sommermorgen und die dummen Leute, die sich in den welken Gersten- und Roggenäckern den Rücken unnützlich zerkrümmten. Das Bauernmädchen schien nicht zum Schwätzen aufgelegt zu sein und sagte nicht viel mehr als ‚ja‘ und ‚nein‘. „Wohin geht die Reize?“ fragte nach einiger Zeit die Libelle. Die andere deutete mit der Hand nach den Bergen. „Dorthin will auch ich“, sagte die Seiltänzerin, der jede Straße recht war. Die beiden schritten dem Simmenthal mit seinen grünen Matten und dunkeln Tannenwäldern zu und drangen immer tiefer in die Bergwelt

hinein, die eine schwatzend und lachend und wohlgenemut, die andere wortkarg und in sich gefehrt. Von Zeit zu Zeit, wenn sie durch ein Dörfchen kamen, fragte Verena, so ließ sich das Bauernmädchen nennen, eine Frau oder einen alten Mann nach dem Wege nach Röttschweiler. Die Leute ließen sich den Ort zweimal nennen, besannen sich und deuteten dann thalaufwärts: „Geht fürbaß und fragt weiter hinten wieder!“ Und die beiden gingen fürbaß drei Tage lang.

Endlich wußte einer genauen Bescheid; er wies sie nicht mehr thalaufwärts, sondern über den Berg. Als sie auf der Höhe des Passes ankamen und jenseits das Thal sich senken sahen, setzten sie sich nieder, um zu rasten. Da fing Verena zu weinen an, und nun brachte die Libelle aus ihr heraus, was sie schon lange gerne erfahren hätte: ihre Begleiterin kam aus dem ebenen Land. Vor einigen Jahren war ein Aelpler in das Haus ihres Vaters gekommen, um von ihm zu lernen, wie man aus Land und Vieh den größten Nutzen ziehe; denn der Landvogt hatte den Hirten gesagt, ihre Alpwirtschaft sei altväterisch, sie sollten sich anderswo etwas umsehen. Dieser Hirt nun war an einem Herbsttage fortgezogen, um bald wieder zu kommen, wie sie meinte, hatte aber seither nichts mehr von sich hören lassen. Sie wußte nicht, war er tot oder treulos, und hatte sich ohne Wissen der Eltern auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen. Je näher sie dem Orte kam, wo ihr Gewißheit werden sollte, desto ärmer ward ihre Zuversicht, und jetzt, im Anblick der Berge, auf deren einem er sein mußte, wenn er noch lebte, übermannte ihr Glend sie dermaßen, daß ihr die Augen überliefen und sie ihr Geheimnis der Libelle preisgab, obschon sie kein Vertrauen zu ihr hatte und sich schon längst von ihr losgemacht hätte, wäre die Seiltänzerin nicht wie eine Klette gewesen. Die Libelle suchte sie zu trösten, was ihr schlecht geriet, denn die Worte kamen ihr nicht von Herzen: das blonde Bauernmädchen, das still weinend vor ihr saß, schien ihr ein lächerliches Ding zu sein; sie begriff so etwas nicht.

Unten im Thal war ein großes Dorf; da verbrachten die beiden die Nacht. Am Morgen darauf wies man sie eine Straße, die über einen kleinen Höhenzug führte: jenseits liege Röttschweiler. Wie sie das Dorf aus den Augen verloren hatten, holte ein Wagen sie ein, von dem dreiste Schnurrbärte zu ihnen herablachten: es waren Soldaten. Die hielten an und bombardierten die Mädchen mit scherzhaften Reden. Hop! saß die Libelle neben ihnen und rief ihrer Gefährtin zu, es sei auch noch ein Plätzchen für sie frei. Verena schüttelte den Kopf. „Wohin will sie reisen?“ fragte man. — „Nach Röttschweiler.“ — „Dahin fahren auch wir!“ rief einer, den sie Lucien nannten, „steig auf, so kannst du die Schuhe sparen!“ Zögernd nahm sie die Einladung an. Die Werber, sehend, daß sie nicht in froher Laune war, suchten sie durch Neckereien heiter zu stimmen; da aber alles nichts verfring, hielten sie sich zur andern, die redlichen Willen zeigte, ihnen eine lustige Fahrt zu machen.

Der Wagen rasselte an Röttschweiler vorbei; von der Höhe sah man einen Sonnen steigen und die Werber suchten ihn mit ihrem Liebe zu ärgern. Lucien hütete sich, Verena zu sagen, daß sie am Ziele sei: er sah,



Blaumeisen.

Aquarell von Hugo Pfendsack.

daß es kein unschönes Mädchen war und hoffte, sie werde sich schon noch in muntere Laune versetzen lassen, um ihm und andern die Zeit zu kürzen. So fuhr sie ahnungslos an den Bergen vorbei, auf denen ihr Geliebter sein mußte.

Als die Soldaten unten im Marktflecken sich eingenistet hatten und mit Verena schön thun wollten, wie mit der andern, ward sie knurrig und griff nach ihrem Bündel, um den Weg nach Röschweiler zu suchen. Lucien lachte sie aus: „Du hast das Nest schon gegrüßt, es liegt drei Stunden weiter oben im Thal: ich wünsche viel Vergnügen zu der Reise und zu der Nacht auch! Wenn du glaubst, du treffest jemand in Röschweiler, der dir eine Suppe koche, so bist du übel beraten! Das saubere Völklein ist oben in den Bergen, drei, vier Stunden über dem Dörschen und mehr.“

Da beschloß Verena, rechtschaffene Leute aufzusuchen, um bei ihnen die Nacht zu weilen und am folgenden Morgen früh nach den Bergen aufzubrechen.

„Du kommst noch früh genug zu deinem treulosen Schatz!“ rief ihr die Libelle lachend nach.

„Hat sie einen Schatz in Röschweiler?“ fragte Lucien.

„Freilich! den will sie suchen gehen! Darum eben hat sie den weiten Weg gemacht!“

„Woher kommt sie?“ — „Von Dietstetten.“

„Von Dietstetten? Oho! ich verstehe!“ lachte Lucien; „sie trifft es gut! Ich wünsche Marcel Freude zu dem Besuch! Donnerwetter! Das muß ein Spaß werden! Daß ich nicht dabei sein kam!“ Er erklärte den andern Soldaten, wie es sich verhalte.

Oben in Röschweiler hatte unterdessen Marcel einen Wagen mit Käse beladen und wartete nur noch auf Lorenz, um nach dem Marktflecken zu fahren. Endlich kam der Knecht mit dem schwerbepackten Pferde daher, sich tief in die Knie niederlassend, als hätte er, und nicht das Tier die Last zu tragen gehabt. Marcel und Lorenz nahmen „Manni“ seine Bürde ab, spannten es vor den Wagen und fuhren dann dem Fluß entlang abwärts, auf staubiger Straße, vom Sonnenbrand übergossen. Als sie um eine Bergnahe bogen und zu der Stelle kamen, wo sich plötzlich der Blick in den untern Teil des Thales öffnet, und man die Kirche des Fleckens und das weiße Gemäuer der Landvogtei sieht, bemerkte Marcel einen Mann, der unweit des Weges an einem Heuschuber lag. „Was liegt ihr in der Sonne bei der Hitze! rief er hinüber, sucht doch den Schatten auf!“ Da regte sich der andere, blickte nach dem Fuhrwerk und verkroch sich rasch hinter dem Heuhaufen, wie ein vom Gewissen Gepeinigter.

„Sahst du das Bein, Meister?“ rief Lorenz.

„Mich dünkt, es ist Joachim“ erwiderte Marcel und schritt auf den Heuschuber zu. Der Hinterfönnige suchte sich zu verbergen, indem er nach Art eines Maulwurfs sich in den Haufen bohrte. Marcel zog ihn hervor. „Was thust du hier? Wie du aussehest? Kein Feszen ist ganz an deinem Leibe, und abgemagert bist du! Wo hast du dich herumgetrieben all die Zeit?“ Er gab keine Antwort. Da kam auch Lorenz herbei. „Du hast keine Arbeit, gelt?“ jagte er zu seinem Kameraden. „Wohin willst du gehen?“

„Ich weiß es nicht.“ — „Hast du Hunger?“ — „Ja.“

„So komm' mit uns, der Meister nimmt dich schon mit. Nicht wahr, Meister?“

„Ich nehme dich gerne wieder auf, Joachim!“ bestätigte Marcel und sprach, wie er es meinte.

Joachim aber entgegnete: „Ich mag nicht.“

„So wie du bist, stellst dich kein Meister ein.“ — Joachim schwieg.

„Noch ein paar Wochen, und wir rücken dem Winter zu: wie willst du da leben?“ — „Ich werde betteln gehen.“

Nun fuhren Marcel und Lorenz mit scharfen Worten über ihn her und die halfen mehr als die freundlichen. Nach einigem Zögern folgte er ihnen zum Wagen; sie setzten ihn darauf, ohne ihn zu fragen, ob es ihm so lieb sei, und fuhren weiter. Marcel war herzlich froh, den Burschen eingefangen zu haben; seit der Schryßeten hatte er nie an ihn denken können, ohne vom Gewissen geplagt zu werden. Er schien ihm wieder vernünftiger geworden zu sein, und das freute ihn doppelt.

Als Joachim auf dem Wagen das Brot verschlungen hatte, das Lorenz aus einer Tasche gezogen, wurde er munterer und gestand seinem Kameraden, das „schmale“ Leben habe ihn heute auf die Straße nach Röschweiler getrieben und auch die lange Zeit nach dem lieben Vieh, aber er wäre nicht ganz hinaufgegangen: er sei schon mehr als ein Mal auf halbem Wege wieder umgekehrt. Und nach einer Weile: „Ist's im Blei zwischen ihnen?“ Lorenz verstand nicht. „Ob's in der Ordnung sei zwischen Jenny und dem dort?“ In dem Augenblick wendete sich Marcel nach den Knechten und Lorenz blieb die Antwort schuldig.

Sie fuhren in den Flecken ein. Auf dem Marktplatz fielen ihre Blicke auf die Fahne des Standes Bern, die aus einem Hause hing. Unter ihrem Geflatter, vor der offenen Thüre, saß ein Tambour auf seiner Trommel, rauchte aus einer Pfeife und blinzelte mit den Augen.

„Da sind sie also!“ brummte Marcel.

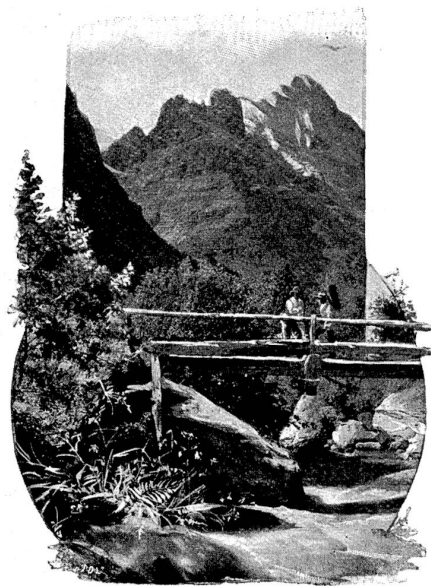
„Sahst du ihn drinnen sitzen?“ fragte Lorenz.

„Wen?“

„Lucien, Lucien Camard, er hat den Kopf nach uns gestreckt und ist aufgesprungen!“

„Laß ihn und dreh' die Augen auf die andere Seite!“ rief ihm Marcel zu und schmitzte dabei „Manni“ unter den Bauch, um schnell an dem Hause vorbeizukommen. „Du wärest einfältig genug, dich fangen zu lassen!“ sagte er im Weiterfahren.

Unten im Dorf vor einem schönen Hause hielten sie an. Da wohnte der Großhändler. Der prüfte den Käse Stück um Stück; Marcel und seine



Knechte ließen die schweren Scheiben auf einem Brette in den Keller rollen, wo des Großhändlers Burschen sie in Empfang nahmen.

„Ihr habt Werber ins Land bekommen!“ sagte Marcel, als das Geschäft besorgt war.

„Die Pest über das Gelump! Wie manche brave Mutter wird weinen, wenn es wieder abzieht, und wie mancher Vater wird den Himmel herunterfluchen?“

„Daß es immer noch solche Narren gibt! Weiß denn nicht ein jeder, daß er draußen verliederlicht oder verkrüppelt oder verfault!“

„Ja, freilich, Vorteil haben nur die gnädigen Herren in Bern, denen sich die Taschen mit Pensionsgeldern füllen. Aber was wollt ihr? Die Welt ist und bleibt ein Narrenland! Am nächsten Sonntag kommen die Aeppler aus den Bergen zum Tanz und lassen sich be- rauschen — sie ertragen ja den Wein nicht — und am Abend zappelt ein halbes Duzend an den Angeln oder mehr. So war es letztes Jahr, so wird es heuer wieder sein. Das kenne ich nun bald.“

Marcel stieg mit den Knechten auf den Wagen. Als er am Hause seines Veters Favrod vorbeifuhr, stand der unter der Thüre und rief ihm zu: „Warum so eilig, Vetter?“

„Um dem Mütterchen einen braven Sohn heimzu- bringen!“ gab Marcel lachend zurück und ließ die Peitsche klatschen, so daß ‚Manni‘ ein paar Schritte trabte, ob- schon der Weg stieg.

„Dem Mütterchen einen braven Sohn!“

Das Mütterchen war ihm Jenny, so hatte er sich gewöhnt, sie zu nennen, und bei dem Kosennamen durch- wehte ihn immer ein Vorgefühl des häuslichen Glückes, das im Winter bei ihnen Gast werden sollte.

Auf dem Marktplatz standen gespreizt die Werber und freischten und lachten. Marcel zwickte das Pferd, die Soldaten aber hielten es an und Lucien streckte seinem Vetter die Hand entgegen. „Steig’ ab! du kommst mir gelegen: wir wollen einen Abschiedstrunk thun!“

„Ich muß heimkehren, ich habe noch manches zu besorgen!“

„Es ist noch früh am Tage! Und hat der Fuhr- mann ein gut Tränklein im Leib, spürt das Pferd auch etwas davon in den Füßen. Steig’ ab!“

„Ich kann nicht! Die Hand vom Zügel, dort vorn!“

„Was für ein Sauertopf bist du geworden! Nicht ein einziges gutes Stündchen magst du dir gönnen, auch nicht, wenn dich ein alter Freund dazu einladet! Hei! wie waren wir einst gute Kameraden! Als Knaben haben wir zusammengehalten wie die Finger an der Hand. Verübte einer einen schlimmen Streich, empfing der andere die Schläge dafür! Ist es so oder nicht? Sieh’, an diese Dinge erinnert man sich, wenn man für immer aus der Heimat zieht und da drängt es einen nach Ausöhnung, wenn die alte Freundschaft aus dem Leime gegangen ist.“

„Wir haben verziehen und vergessen! Was soll es noch?“

„Die Hand hat es gethan, dein Herz noch nicht, ich seh’ es dir an!“

„Geschwätz! Gebe ich die Hand zu etwas, so mein’ ich es ehrlich!“

Nun mischten sich die andern Soldaten drein. „So stierköpfig kann nur ein Senne sein! Camard bietet dir Freundschaft an und du siehst aus, als wolltest du ihm dafür die Faust in die Zähne schlagen! Reich’ die Peitsche deinem Knechte und steig’ ab! Eine rechtschaffene Ver- söhnung will begossen sein! Die Freundschaft hat es wie das Gras: ist sie verpagelt und erfroren, so muß es darauf gießen, sonst wird es nimmer gut! Holt Gläser herbei!“

„Nichts da!“ rief einer, „unter dem Dache soll’s geschehen! Seht ihr nicht, wie die Leute schon durch die Scheiben gaffen und die Nasen zwischen Thüre und Pfosten hervorstrecken! Wollen wir denen eine Augen- weide sein?“

„Gebt mir die Zügel frei!“ rief Marcel und ließ die Schmitze ob ihren Köpfen sausen.

„Dein Köhlein soll traben, sobald du unserem Ka- meraden Bescheid gethan hast!“

„Schlägst du mir’s ab, so muß ich glauben, zwischen uns beiden stehe der Haß noch!“

„So bringt den Wein her! Ich steige nicht ab!“

„Zwei Schritte sind dir zu viel, da es Versöhnung gilt? Zwei Schritte zu viel zu einem Becher Wein, der besser ist als der Herrgott im Himmel und seine Engel allsamt!“

„Als ich dich dahersahen sah, hat mir das Herz gelacht, Marcel, und ich habe mich gefreut, mit dir ein Stündchen plaudern zu können von den Bubenjahren und von unsern Streichen. Erinnerst du dich noch an den Satan von Ziege, die ihr einst hattet, die dich alle Tage ein paar Mal über den Haufen warf und dir mit den Hörnern die Hudeln¹⁾ übel zurichtete? Du warst noch ein Knirps, nicht viel größer als jetzt dein Zeigefinger ist; ich aber, der ich 4 Jahre älter war, meinte, ein Riese zu sein. Nu, der Ziege wurde ich Meister und habe dich mehr als einmal unter ihr her- vorgezogen. Und wie ich dir dann ein für alle Male aus der Not geholfen, weißt du es noch?“

„Wie sollte ich nicht! du hast sie über einen Felsen hinuntergestoßen und wurdest von meinem Vater, und am Abend noch von dem deinigen bis aufs Blut ge- prügelt.“

„Du aber hattest Ruhe vor dem Satan, und das war die Hauptsache!“

Die Erinnerung machte Marcel das Herz warm.

„So redlich habt ihr es getrieben, und jetzt wollt ihr aneinander vorbei und auseinander gehen, wie ein roter Hund und ein schwarzer!“ riefen die Soldaten.

Marcel reichte Lorenz die Peitsche. „Sieh’ zum Pferde und jage ihm die Bremsen und Fliegen vom Leib, ich komme gleich wieder!“

„Sollen die beiden derweil dürsten auf ihrem Wagen? Ein Schluck bei der Hitze würde wohl keinen umbringen!“

„Sie sollen auch ihr Teil haben, aber ich bezahle die Zeche!“

„Ja, ja, den Gefallen kann man dir thun! Wer wird den Käsehändler von Nötschweiler die Zeche nicht zahlen lassen!“

Marcel trat mit den Soldaten ins Haus. „Warum

¹⁾ Lumpen, Kleider.

sollte ich schließlich nicht?" dachte er und verließ sich auf seine Nüchternheit.

"Gehen wir in den hintern Raum!" sagte Lucien, "hier kann einem ein jeder Laffe ins Maul sehen." Er schlug ein schweres Tuch zurück, das anstatt der Thüre die Oeffnung deckte, und schob Marcel vor sich her. In dem Raum saß ein Mädchen und strickte. Es war die Libelle. Um ihr ein ehrbares Aussehen zu geben, hatte ihr Lucien in der Nachbarschaft ein Strickzeug suchen lassen.

Als die Männer eintraten, wollte sie sich züchtiglich entfernen. "Bleiben Sie nur, mein Fräulein," sagte Lucien, "wir wollen Sie nicht vertreiben." Da setzte sie sich wieder, züchtiglich, wie sie sich erhoben hatte. Sie spielte ihre Rolle gut.

"Das also ist die eine von den beiden," dachte Marcel, "ich habe sie mir weniger manierlich und auch weniger hübsch vorgestellt."

"Ist das auch ein Werber?" fragte er Lucien lachend.

"Was erlaubst du dir für unhöfliche Späße! es ist die Tochter des Sergeanten," flüsterte der andere ihm zu, "eine achtbare Dame!"

"Ich sah euch schon in Röttschweiler," sagte Marcel, "mich dünkte aber, es seien zwei Mädchen bei euch gewesen."

"Da hast du nicht recht gesehen! der Sergeant hat nur eine Tochter," erwiderte Lucien; bei sich aber dachte er: "Wenn der Hase läuft, wie ich will, sollst du die andere bald genug sehen!" Als er nämlich Marcel das Dorf hinunter fahren sah, war in ihm rasch ein Plan gereift, den Kameraden einen Spaß, sich selber aber süße Rache zu verschaffen. Da er Verena dazu brauchte, hatte er einen Soldaten ausgeschiedt, um sie zu suchen und herzuschaffen, unter der Vorspiegelung, es biete sich für sie eine treffliche Gelegenheit, nach Röttschweiler zu fahren. Verena war noch nicht erschienen und nun galt es, Marcel bis zu ihrer Ankunft hinzuhalten; Lucien war fest entschlossen, sich sein Wild nicht entgehen zu lassen und sollte er auch Gewalt anwenden müssen. "Bringt Wein her!" rief er den Soldaten zu.

"Und nun, Wetter, stoß an auf unsere alte Freundschaft! An und aus in einem Zug und nachher die Nagelprobe! Kameraden greift zu und thut mit, und Sie, Fräulein, darf ich Sie auch bitten?" — Sie dankte ablehnend, wie es einem sittsamen Mädchen wohl ansteht.

Die Gläser klangen und waren im Nu leer und klangen wieder zusammen. "Laßt mich nun ein wenig mit meinem Wetter in Ruhe plaudern! Nein, Sie sind nicht gemeint, Fräulein, Sie stören uns gar nicht, im Gegenteile! Bleiben Sie doch!"

Als sich die andern Soldaten entfernt hatten, um das vordere Gemach zu besetzen und nötigenfalls den Ausgang zu versperren, fragte Lucien seinen Gast mit gedämpfter Stimme: "Nun, hast du die Tochter des Sergeanten angeguckt? Wie gefällt sie dir? Sieh', — die will ich heiraten."

"Wirklich? Seid ihr schon einer Meinung? nein?"

"Doch, doch, aber wir lassen uns nichts anmerken."

"Und der Sergeant?"

"Der will schon! es ist alles zusammengefügt wie ein Melkeimer, es fehlt nur noch der Reif!"

Marcel drehte verstoßen die Augen nach dem Mädchen und meinte:

"Aber die ist ja noch ein Kind und so zart und zierlich! du zerbrichst sie, wenn du sie anrührst."

"Ach, geh' mir! Aman-da, hören Sie, was mein Freund sagt!"

"Ja, ich höre! reden Sie nur!"

"Nein, kommen Sie etwas näher und leisten Sie uns Gesellschaft."

Sie erhob sich und kam herbei. "Und nun?"

"Wenn du es sagst, gehe ich augenblicklich davon!" sagte Marcel, der sich vor dem feinen Bräutlein seiner Rede schämte.

"Wenn du es so meinst, so schweige ich! Sie aber, Fräulein, dürfen doch in unserer Nähe bleiben, sonst langweilt sich mein Freund."

"Ach, ich langweile mich selber schrecklich!" sagte sie und lächelte Marcel sauerfüßig an. Dann rückte sie sich einen Stuhl zurecht, setzte sich dem Sennen gegenüber und schlug die Beine übereinander, so daß ihr winziges Füßchen fast seine Knie berührte. Er rückte etwas weg; sie that ebenso und lächelte dabei und fing wieder zu stricken an.

Eine kleine Weile herrschte Stille in dem Gemach; man vernahm nichts, als die Musik der Stricknadeln, die aneinander schlugen oder sich rieben. Marcel betrachtete die Finger des Bräutleins und ihn dünkte, Jennys Hände könnten viel flinker mit dem Nadelwerk umgehen.

"Können Sie auch stricken?" fragte das Mädchen, wie es sein Interesse an der Arbeit wahrnahm.

Lucien lachte: "Schauen Sie doch seine Finger an, Wie sollen die stricken können! Etwas so dünnes wie eine Stricknadel merken die nicht einmal: es muß schon ein Sensenbaum oder ein Gabelstiel sein!"

"Du hast es nicht erraten: ich habe die Kunst einmal erlernt."

"Und Sie verstehen sie noch? das wäre lustig!"

"Ich weiß es nicht! es ist nun lange her, da mich meine Mutter in den langen Winterabenden in die Unterweisung nahm; ich war ein kleines Bübchen, später hätte ich mich des Gewerbes geschämt. Uebrigens müßt ihr nicht meinen, ich sei ein großer Meister geworden in dem Handwerk: ich habe, glaube ich, kein einziges Paar Strümpfe fertig gebracht. Doch, eins! Die Mutter hatte mir weißes Garn gegeben, aber seltsam: als die Strümpfe endlich fertig waren, sahen sie aus wie Rußjäckchen."



Die Libelle lachte und sagte, er müsse ihr zeigen, wie er es noch fertig bringe. Er sträubte sich; sie aber redete ihm so freundlich zu, daß er ihr schließlich das Strickzeug abnahm. Man kann doch einem Bräutlein nichts abschlagen, wenn es so gar artig bittet.

„Nichtig, der Anfang ist recht! Den Faden zwischen dem kleinen Finger und dem Reiffinger durch, jetzt um den Zeigefinger gewickelt, nicht zu kurz gefaßt und nicht zu lang. Und nun die Nadel hineingestochen. Famos! Nummer eins! Halt! nun geht es nicht mehr so! Die Masche muß verkehrt abgenommen werden! Oho! das kann er nicht mehr! Das hat er vergessen! Das werde ich Ihrem Mütterchen sagen, wenn ich es antreffe. Das wird eine Freude haben!“

Sie lachte, wie sie das sagte, faßte Marceles in das Garn verstrickte Hände in die ihrigen, so gut es ging, und drückte sie herzlich. Marcel dünkte, das Bräutlein thue nicht jußt zimperlich, und machte sich los.

„Hei! wie er Arme hat,“ sagte sie zu Lucien gewendet. „Sehen Sie einmal her!“ Sie war aufgestanden und hatte ihren zierlichen Arm an Marceles angelegt. „Wie eine Stricknadel neben einem Weberbaum!“ Die Schmeichelei that dem Sennen nicht weh in den Ohren und er warf einen selbstgefälligen Blick auf das Paar ungleicher Arme. Die Libelle erriet mit ihrem Instinkt seine Eigenliebe. „Damit werden wir ihn hinhalten“, dachte sie und that, als ob sie gar nicht faßte, daß auf dieser kleinen Welt die Arme so unheimlich dick geraten können. Wie sie für ihr Erstaunen nicht Worte genug fand, belehrte sie Lucien:

„Sie müssen wissen, daß er der stärkste Senne und der gefürchtetste Schwinger in unseren Bergen ist. Schauen Sie nur, wie er breit ist über die Schultern! Machen Sie ihn böse, so ist er imstand, uns das Dach über den Köpfen wegzublafen.“

Marcel, dem das Gerede nun doch zu bunt wurde,

machte Miene, sich zu verabschieden. Das Mädchen hielt ihn aber manierlich zurück und bat ihn mit freundlichen Blicken und einem Geplauder, durch das das Lachen klang, ihr erst eine Probe seiner Kraft zu geben. Sie habe eine unverzeihliche Schwäche für die Starken, sagte sie, das komme daher, daß der Herrgott sie selber so schwach und leicht gemacht habe wie ein Küfchen oder ein Blättlein.

„Lucien steht mir an Kraft nicht nach“, erwiderte Marcel.

„Er sagte ja selber, Sie seien der Stärkste; machen Sie mir ein Kunststück vor.“

„Laß dich doch nicht so lange bitten, Vetter! Was ein hübsches Mädchen wünscht, thut man, wenn es nichts Böses ist, so weit es zweierlei Leute gibt, und manchmal auch, wenn es etwas Schlimmes ist!“

„Wollen wir häfeln!“

„Nein, nein, meine Finger sind mir zu lieb“, meinte der Soldat, „du mußt dein Kunststück schon ohne mich versuchen! Ich weiß dir eines: bist du imstand, mein Bräutlein frei empor zu heben, wie man am Bergdorf den Stein hebt?“

„Auf freier Hand? Nein, da mache ich nicht mit“, rief die Libelle und zog sich mit geheuchelter Schüchternheit in eine Ecke zurück. „Er würde mich in Scherben gehen lassen!“

„Nein, Fräulein, ich traue mir das Kunststück zu; aber mich dünkt, es schicke sich nicht für euch und mich.“

„Hört den Pfiffikus! Da er's nicht wagt, will er sich mit glatten Worten behelfen. Lucien, zeige ihm, wie man das macht!“

Dies sagend hüpfte sie auf einen Stuhl, leicht, wie ein Späglein fliegt, und rief: „Da, Lucien, hebe mich samt dem Stuhle in die Höhe und mache dem Sennen etwas Rechtes vor, nach Soldaten Art!“

(Fortsetzung folgt).

Fastnachtsfeuer.

In meinem Dorf, zur Fastnachtszeit,
Wenn Eis und Schnee zerfließen,
Sieht man von Höh'n zu Höhen weit
Die Frühlingfeuer grünen.

Da schürt man in der Glut ein Rad,
Bis draus die Flammen brausen,
Und läßt ins Thal auf steilem Pfad
Die Feuerscheibe sausen.

Hin stürzt sie wie ein Meteor
Und sprüht und schleudert Funken . . .
Ein Schlag, ein Aechzen dringt empor:
Sie ist in Nacht versunken.

Bist solch ein Rad du selber nicht?
Du wirfst nach kurzem Blinken,
Eh' all dein Holz ward flamm' und Licht,
Verglimmen und versinken.

Jakob Böhler, Käsnacht.

Am Bächli bi-n-i g'ange.

Am Bächli bi-n-i g'ange
Im junge Frühlingstag,
Ha g'hört 's erst Vögli singe,
's erst Blüemli g'seh am Hag.

Und mächtig höher g'wache
Ist s'ider Gras und Chlee;
Will tustig Vögli ha-n-i,
Will tustig Blüemli g'seh.

Doch na em erste Liedli
Chund mi es Heiweg a,
Und nu 's erst Blüemli möchti,
Säb allereinzig ha!

f. Bopp, Bälach.